

Roland Zade-Everett

Rück-kehr

(Mein Beitrag zu „Grosse Liebe zu Heidelberg“ von K[urt] Massmann)

Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

[1] Es wäre wohl schwer zu erklären, warum ein Kind seine Mutter liebt. So ähnlich ergeht es auch mir, wenn ich an Heidelberg denke.

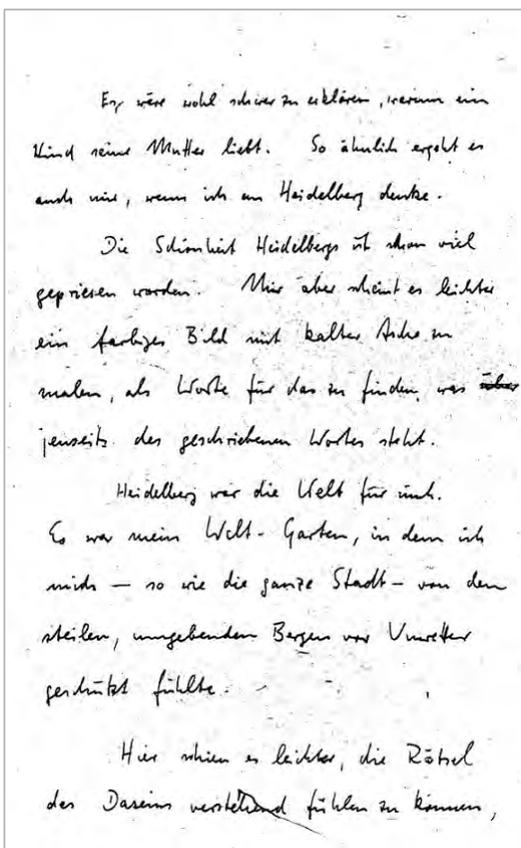
Die Schönheit Heidelbergs ist schon viel gepriesen worden. Mir aber scheint es leichter, ein farbiges Bild mit kalter Asche zu malen, als Worte für das zu finden, was jenseits des geschriebenen Wortes steht.

Heidelberg war die Welt für mich. Es war mein Welt-Garten, in dem ich mich – so wie die ganze Stadt – von den steilen, umgebenden Bergen vor Unwetter geschützt fühlte.

Hier schien es leichter, die Rätsel des Daseins verstehend fühlen zu können, [2] das innere Gleichgewicht zwischen Natur und Geist zu halten, das tiefe Gefühl zu empfinden. In diesem goldenen Garten da gab es alles! Ich konnte die Gnomen in den Wäldern kichern hören und fühlte die schrecklich-erhabene Hand der Gottheit über mir.

Wir lebten nicht in einer abgeschnittenen Welt für uns: Heidelberg war für mich wie der Grals-Kelch, der gute Menschen von allen Ländern anzog. Der Schlosshof schien der von Gott bestimmte Platz für Beethovens letzte Symphonie. Heidelberg war für mich ein „Kuss der ganzen Welt“, der Millionen Brüder umschlang.

So lebte ich in dieser Stadt, [3] die mir half, die Welt zu lieben, die mir eine Liebe gab, die über engem Patriotismus stand, bis eines Tages ein ganz unverständliches Unwetter heranzog, bis ein Heuschrecken-



Die erste Textseite im Reisebericht Roland-Zade-Everetts vom Juli 1945 (Quelle: Privat)

schwarm über meinen Garten herfiel. Die dem Kinde gegebene Harmonie des Daseins in der grossen Familie wurde dem heranwachsenden Jüngling zu grossen Problemen. Es wurde so schwer, weiterhin an das Gute im Menschen zu glauben, da der Mensch seine größte Gabe unter den Füissen zertrat, indem er seinen Individualismus aufgab, um sich als Masse nicht denken wollender, blind folgender Tiere an eitlen, leeren Ruhm zu begeistern. Es wurde so schwer den Mut aufzubringen den drohenden Massen gegenüber den geraden [4] Weg kompromisslos zu gehen.

All' diese schönen Blumen mussten nun mit Tränen bewässert werden. Trotzdem – wie sie auch wimmelten und wühlten, diese Heuschrecken mit ihren hässlichen Farben, der Garten verlor seine Schönheit nicht. Der Neckar floss ruhig zwischen den bewaldeten Bergen weiter, das Schloss beschaute noch immer schweigsam die Stadt – es hatte ja schon so viel gesehen.

Hier gab es noch immer treue und tapfere Freunde, die Leid mit derselben Selbstverständlichkeit teilten, mit der sie Freude in vergangenen Jahren geteilt hatten. Viele neue kamen hinzu um zu helfen, die eigenen Inseln und Burgen von den vergifteten [5] Schwärmen frei zu halten. Wenn ich nun auf mein vergangenes Leben zurückschaue, weiss ich, dass unsere schwere Zeit in Heidelberg die die unbewusste, als selbstverständlich angenommene Glückseligkeit eines Kindes in ein bewusstes, bitter-süßes und schwer zu ertragendes Glück veränderte, mir selbst am nächsten steht.

Das grosse Schloss – wer hat es denn gebaut? Wie viele Sklaven haben an diesem Riesenwerk ihr elendes Leben opfern müssen? Heut' weiss ich wohl, wie schwer es ist, Sandstein in einem Steinbruch mit Brechstangen vom Felsen zu lösen, ich weiss wohl wie schwer die harte Last auf den Schultern drückt.

Wie oft haben wir dann darüber nachgedacht, mit welchen Opfern eine [6] Pyramide, ein Kanal oder ein Schloss gebaut wurde? Wir sehen nur wie schön ein solches Schloss im Berge sitzt und auf die ewige Stadt schaut. Wie war es denn im Mittelalter? Erzählen nicht viele Legenden und Sagen dieser Stadt von Blut und Elend, das heute längst mit Efeu überwachsen und verschönt ist?

Da wusste ich, dass die Zeit einmal kommen werde, in der auch unsere Not überwunden – vergessen sein wird. Das Schloss wurde mir zum Symbol für die Vergänglichkeit des Leidens, für die Ewigkeit des Grossen. Der Neckar floss dahin wie die Sanduhr der Welt.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis ...“ [Faust 2].

[7] Noch einmal half mir die schöpferische Atmosphäre Heidelbergs, die sich den Sinnen in der Landschaft offenbart. Die Künste gaben mir, was die Massen mir entreissen wollten. In kindlicher Selbstsicherheit erfreute ich mich an Resultaten, die mir der fruchtbare Boden meines Gartens gab. Ich nannte sie mein eigen Werk, erkannte nicht die helfende Hand Heidelbergs. Das sollte mir noch klar genug werden!

Dann kam der letzte graue Novembertag an dem ich fortging. Ein paar meiner nächsten Freunde folgten mir zur Bahn. Sie wussten nicht, dass ich im innern der Plage dankbar war, dass sie mir den Abschied leichter machte. Ich ahnte, dass mein Los leichter zu tragen sei, als das der zurückbleibenden Freunde, [8] die versuchten der Ungewissheit der Zukunft mit Mut entgegenzutreten.

Früher war die Welt in unseren Garten gekommen, jetzt zog ich hinaus in die Welt. Dieser Wechsel schien ganz logisch, da ich die Kinderjahre hinter mir hatte. Aber für die älteren, die auch gehen mussten, war es unmenschlich schwer. [...]

[17] Dann kam der Krieg, der die ganze Welt zwang, eine bestimmte Seite einzunehmen. Deutschland, das seine Grösse in der Welt so vollkommen missverstand und in der eigenen Aufgabe nur politische Weltmacht sah, bedrohte die Existenz von Ländern, die in ihrem Hass gegen jeden organisierten Massenmord sich der deutschen Kriegsmaschine unvorbereitet gegenüberstehen sahen. Armeen mussten schleunigst geschaffen werden. [...]

[19] Deutschlands Siege warfen einen Schatten über die Welt, der immer dunkler, immer drohender wurde. Aus den Trümmern des bezwungenen Europa und aus den Flammen des brennenden London erwachte ein neuer Geist, der den Krieg zu einem Beschützer-Kampf des Guten machte, der ihm die hässliche Fratze des Profit-Machens, des sich Verreichern, Ruhm und Macht gewinnen Wollens, abnahm.

Und trotzdem reihte sich ein deutscher Sieg an den anderen. Es wurde zur Qual, weit weg, und vom Stacheldraht [20] gelähmt, den Untergang Europas – unserer Mütter, Väter, Geschwister, Freunde, unseren eigenen Untergang, stillstehend beschauen zu müssen. Ich versuchte alles, dem Kampf freiwillig beizutreten, um den größten Feind Deutschlands, sein Missbrauch und Missverstehen der eigenen Grösse und Möglichkeiten in der Welt, zu bekämpfen und wenn es sein musste, mit den Engländern, meinen Kameraden, so unterzugehen.

Die Rückkehr von der „Neuen Welt“ nach dem alten, blutenden Europa gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Sie waren uns alle treu geblieben, die guten; sie waren nicht von dem Hass, der immer verallgemeinern will, angesteckt. England war so [21] schön trotz Bomben und Zerstörung. England war zur wahren Insel der Verfolgten geworden. Ich traf Menschen von vielen Ländern des Festlandes, deren Kultur und Musik zum Allgemeingut wurde. Hier bestimmte kein enger Patriotismus was gut oder schlecht war. Die Engländer hatten ihren guten Humor nicht verloren, auch nicht ihre eingeborene Würde des „gentleman“.

Ich traf neue Menschen. Ich traf meine Frau. Die Kriegslage hatte sich kaum zum besseren gewendet und trotzdem schien sie hier nicht so hoffnungslos. Hier war es erträglich, das Schicksal Europas bis zum letzten auszukosten. [...]

[25] Ich vergass nie die tapferen und leidenden in Deutschland, die sich, von der ganzen Welt verlassen, treu blieben und sich ganz allein unter die Räder der Geschichte warfen, um als anständige Menschen zu Grunde zu gehen. Aber Deutschland als Nation war für mich ebenso sehr zum Feind geworden wie für die übrige Welt. Als ich in Frankreich, Belgien und Holland unsagbares Elend, das die Deutschen zurückgelassen hatten, mit eigenen Augen bezeugte, kam die letzte Reaktion in mir. Die Reaktion, die alles denken und Verstehen-Wollen [26] ausschliesst. Deutschlands Schuld stand wie ein hoher, öder Berg vor meinen Augen, der menschliche Gefühle für die Schuldigen nur als Schwachheit erscheinen lassen musste.

[27] Solange ein Soldat im Felde sich des eigenen Lebens wehren muss, fällt es ihm nicht schwer, auf den Feind zu schiessen. Wenn aber nun plötzlich die feindliche Armee vollkommen geschlagen vor den Füßen des Siegers liegt, das Leben ei-

nes Soldaten nicht mehr bedroht ist, und er zum ersten male seinen Feind von Angesicht zu Angesicht anschaut, da fühlt er sich zunächst beinahe verloren und weiss nicht mehr, was er denken soll. Es entstehen innere Konflikte, die nicht der Kanonendonner, sondern nur die Stille der Ruinen erweckt. Ganz plötzlich ist ein Soldat im bezwungenen Feindesland dankbar, dass er ja nur zu gehorchen braucht, und er gibt die Schuld seinen [28] Führern.

So erging es jedenfalls mir, als ich nach diesen sieben langen Jahren die deutsche Grenze wieder überschritt. Mehrere Tage lang fühlte ich mich in Deutschland gerade so als Ausländer wie in den anderen Ländern, in die ich als Soldat gekommen war. Dass ich nun plötzlich Anschriften und Plakate lesen konnte und verstehen konnte, was die Einheimischen miteinander sprachen, erschien mir beinahe als merkwürdiger Zufall. Was uns allen aber bald schwer fiel, war, in diesem uns wohl-bekanntem Bilde der Zerstörung, diesen selben leidenden, scheinbar unschuldigen Zivilisten gegenüber, die alte innere Einstellung aufrecht zu erhalten. Ein Gefühl sagte uns:

Dies kann noch nicht das Deutschland [29] sein, das wir besetzen wollen; es muss noch ein anderes, dazwischenliegendes, unglückliches Land sein, über das der verheerende Sturm des Krieges auch gezogen ist. Wo war das protzende Benehmen des Nazis? Wo die Nationalsozialisten? Wo ihr Hass? Kein Mensch störte uns, die Bürger schienen genau so friedfertig und harmlos wie in Frankreich, Belgien und Holland. Da hat sich gar manches englische Soldatenauge gross aufgetan!

Es tat im innern wehe Kinder in den Trümmern spielen zu sehen. Was ist ihre Zukunft? Kann man sie schuldig nennen? Wir, die wir nicht an gute oder schlechte Rassen glauben, müssen doch den unschuldigen Kindern wenigstens ihre Menschenrechte geben! Wie kann man hinterher überhaupt den schuldigen [30] vom unschuldigen in der kriegsgezeugten Masse trennen? [...]

[36] Während all diese Gedanken mich [37] Tag für Tag beschäftigten, kam mir ein immer stärkeres Bewusstsein, dass die jahrelang unüberschreitbaren Grenzen der Frontlinien mit ihren Kanonen zwischen mir und Heidelberg nicht mehr existierten, dass es „technisch“ möglich sei, dort hinzukommen. Heidelberg wurde ein Magnet für mich, der mich immer stärker anzog. Schliesslich wagte ich um das in der Armee scheinbar Unmögliche zu bitten und fand mich innerhalb weniger Minuten mit einem gültigen Pass, der mir wie Feuer in der Tasche brannte, auf meinem Motorrad. [...]

[38] Je näher ich kam, desto grösser wurden meine Zweifel. War es nicht töricht das schöne Bild der Vergangenheit im grellen Licht der hoffnungslosen Gegenwart anschauen zu wollen? [...] [39] Was mag aus meinen Verwandten und Freunden geworden sein? Werde ich die meisten tot auffinden? Hat sie der Krieg in alle Winde zerstreut? Wie hat sie der Krieg beeinflusst? Wie würden sie mich empfangen? Als Fremdling, als Landesverräter? [...]

[40] Als ich an den ersten Häusern der Stadt vorbeifuhr war es schon dunkel. Ich fühlte mich des Weges so sicher, dass ich mit geschlossenen Augen unser altes Haus gefunden hätte. Es war kein „Wieder-Erkennen“ [41] der Stadt, sondern einfach ein „Kennen“; der Raum in dem ich mich befand war nicht auf die Strassen durch die ich fuhr begrenzt, ich war in jeder Stelle des gesamten Stadt-Kreises auf

einmal. Nur die gesprengte Neckarbrücke, vor deren absperrendem Zaun ich nur noch im letzten Augenblick halten konnte, sagte mir wieder, dass ich nicht erst vorgestern sondern vor sieben Jahren die Stadt verlassen hatte.

Ich fand unsere alten Namen nur leicht übermalt, noch lesbar, neben unserer Haustüre. Die alten Bäume standen immer noch davor. [...]

Ich konnte mich nicht entschließen auf die Klingel zu drücken. Mir war es als ob der Strom mit dem so hervorgerufenen elektrischen Kontakt den ganzen Zauber jäh zerstören müsse.

Was barg dieses stille Haus vor mir? Eine beklemmende Angst überkam mich. Die Feder müsste mit mir schamrot werden würde ich zu beschreiben versuchen was folgte. Es war ein zu tiefes [43] Erlebnis ...

Langsam erholten wir uns und sassen die ganze Nacht hindurch beisammen. Wir hatten uns so viel zu erzählen, dass es unmöglich schien auch

nur ein einziges der vielen Themen abschliessend besprechen zu können. Von Zeit zu Zeit betasteten wir uns um uns zu vergewissern. Von der Ferne hörte ich unsere alte Stadtuhr schlagen. Ich erkannte die alten Bilder an der Wand und sah die neu hinzugekommenen. Ich hörte die Schlossuhr wieder schlagen. Ich erkannte zahllose kleine Dinge wieder, die sich unbewusst in einem Hause finden – das [44] alte Bügeleisen, einen alten Topf, ein altes Kinderbuch. Es gab nichts, das nicht alte Erinnerungen erweckte. Wir gedachten unserer Toten.

Die allerletzte Spur von Hass und Bitterkeit schmolz vor der reinen Sonne der Liebe, die sie in diesem alten, ewig jungen Garten immer noch ausstrahlten. Die Toten „schreiten nicht in unseren Reihen mit;“ sie stehen über Parteien. Wer das nicht erkennen kann, der ahnt nicht die Grösse des Todes. Des grossen Leidens willen, der Toten willen, lasst uns über die Gräber die Hände reichen, lasst uns wieder neu beginnen! [45] So muss es sein.



In der Leopoldstraße 12 (heute Friedrich-Ebert-Anlage 12) lebte die Familie Zade bis 1939. Im Mai und Juni 1945 besuchte Roland Zade-Everett hier seine Tante Minna Cramer und deren Töchter. (Foto: Privat)

Der neue Morgen brachte noch viel Ungeahntes. Da stand ich nun plötzlich vor den zur reinen Schönheit aufgeblühten Mädchen und konnte mich ihrer gar nicht satt sehen! Wenn sie sprachen sprang ihnen kein Frosch zum Munde heraus – es war alles wahr, kein Walpurgisnacht-Spuk. Als ich sie verlassen hatte, hatten die zarten Kinderhände Tränen verursacht, weil sie noch zu schwach waren, die Tasten des Klaviers herunterzudrücken. Jetzt spielten sie mir auf unserem alten Flügel Stücke vor mit denen sich ihr erster Lehrer heute noch herumplagen müsste. Trotz der Knappheit an Lebensmitteln und anderen [46] wichtigen Dingen gab es Musik und Leben in Hülle und Fülle.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerrannen in eine für mich so grosse Einheit, dass ich sie nicht mehr plastisch sehen konnte. War ich gestern fortgegangen? Es schien wirklich nicht ganz mit rechten Dingen zuzugehen! Ich konnte nur dankbar erkennen, dass die vergangenen Tage im lieben Garten nicht tot waren; sie waren noch nicht einmal ein Traum (wenn es auch schwer zu glauben war!) sie waren Realität. Ich hatte mein Heim in Heidelberg verloren. Ich habe zwei gefunden. Mögen sich auch unsere beiden Länder bekämpfen, wir werden es nicht lassen, dem [47] Hass mit Liebe entgegenzutreten.

Ich traf andere Freunde und hatte viele Unterhaltungen mit ihnen. Sie waren uns bis ins letzte treu geblieben, in ihnen allen fand ich meinen Vater lebend wieder. Sie halfen mir zu sehen, dass auch wir in England unsere in der ärgsten Not erstandene Ziele für ein vereinigtes Europa mit der sich für uns langsam bessernden Kriegslage mehr und mehr vergessen hatten; dass Deutschlands Schuld uns zwar zu einem Kriege zwang, den wir gewannen, dass wir uns aber auf dem besten Wege befinden den schwer erkämpften Frieden zu verlieren. Es war nicht notwendig uns gegenseitig die furchtbaren Untaten des Krieges beschuldigend [48] vorzuwerfen. Wir trugen H. C. Andersens Galoschen des Glücks, die es dem Besitzer ermöglichen in anderen zu leben, die andere Seite trotz des ganzen Greuels verstehend zu erkennen.

Alle Anzeichen des Heuschreckenschwarms waren verschwunden. In den Strassen herrschte grosse Ruhe. Die Menschen waren wohl schweigsamer geworden, der Sturm war nicht spurlos an ihnen vorübergezogen; aber mit all seiner Zerstörung hatte er den Garten gereinigt und der neue Geist, der aus den Trümmern wuchs, war für mich wie der noch regenschwere Duft, der von der Erde nach einem solchen Gewitter gen Himmel steigt.

Wir gingen auf den alten Wegen [49] spazieren. Wir gingen zur alten Kirche, die Hitler's 1000 Jahre überstanden hatte. Der Ernst des Predigers und der Gemeinde war ein neues Zeichen für den aus den Ruinen geborenen neuen Geist.

Ich bin als englischer Soldat durch viele zerstörte deutsche Städte gezogen. Heidelberg war die erste Stadt, die mit Ausnahme ihrer Brücken (die auch ich hinter mir abgebrochen hatte) fast vollständig unversehrt geblieben ist. Ist dies ein Zufall? Oder ein Hinweis des Schicksals auf grosse Aufgaben in der Zukunft?

ENDE

Iserlohn, Juli 1945

Roland Zade-Everett

Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Roland Everett, der Autor des voranstehenden Textes, wurde als Roland Zade am 27. Januar 1918 in Heidelberg geboren und machte 1937 sein Abitur. 1938 schickten ihn seine Eltern nach England, um ihn selbst in Sicherheit zu bringen und um die eigene Ausreise vorzubereiten. Im 2. Weltkrieg wurde er zunächst als feindlicher Ausländer interniert und nach Nordamerika verbracht. Dort gelang ihm die Einbürgerung und der Eintritt in die Army. Bewegend schildert er das Dilemma, einerseits Pazifist zu sein und gleichzeitig militärisch am Sieg über Deutschland mitzuwirken. Nach der Heirat nannte er sich zunächst Zade-Everett, später dann Everett, geb. Zade.

Das Kriegsende erlebte Roland in Norddeutschland. Er erhielt zu seiner eigenen Überraschung die Erlaubnis, mit dem Motorrad in seine Heimatstadt Heidelberg zu fahren. Die Niederschrift seines Reiseberichts (Abb. 1) ist unterzeichnet mit „Iserlohn, Juli 1945. Roland Zade-Everett.“ Demnach hielt er sich im Mai und Juni 1945 in Heidelberg auf und war im Juli wieder bei seiner Einheit in Westfalen.

Rolands Eltern waren Prof. Dr. med. Martin Zade (1877–1944) und Marie, geb. Oppen (1891–1975). Der Vater war seit 1916 a.o. Prof. für Augenheilkunde an der Universität Heidelberg, seit 1918 niedergelassener Augenarzt. Martin Zade hatte jüdische Vorfahren. 1933 wurde er als ehemaliger Frontkämpfer zunächst nicht entlassen, verlor dann doch 1935 seine Lehrbefugnis.¹ Der Status als Frontkämpfer und die Einstufung als ‚privilegierte Mischehe‘ erwiesen sich als verlogene Positionen, die keinen wirksamen Schutz vor Verfolgung boten; außerdem war die Zukunft der als ‚Halbjuden‘ eingestufteten Kinder völlig ungesichert, wenn diese erwachsen wurden.

Als Martin Zade zum 1. Oktober 1938 auch seine Approbation verlieren sollte, entschloss er sich zur Ausreise. Sicherlich suchte er Rat bei Hermann Maas und anderen Freunden. Karl Jaspers schreibt im August 1938 an Albert Schweitzer:

„Sehr verehrter Herr Schweitzer!

Professor Dr. med. Martin Zade in Heidelberg beendet am 1. Oktober seine Jahrzehnte geführte Praxis als Augenarzt infolge der Gesetze über das Erlöschen der Approbation. Die Not ist so gross, dass er jede Möglichkeit einer neuen Lebensführung ausserhalb Deutschlands ergreifen möchte. [...]

Sollte sich irgendwo etwas zeigen, so würden nähere Angaben über Herrn Zade erforderlich sein. Vorläufig nur dieses: Er war a.o. Professor an der Universität Heidelberg, ist 61 Jahre alt, ist getaufter Jude, Frau christlich, Tochter eines Pfarrers, vier nicht ausgebildete Kinder. [...] Seine Geltung als Arzt ist unbestritten, ich selbst kenne ihn als einen gründlichen, sehr gewissenhaften und sehr ge-/schickten Arzt, der klug nicht nur in der Behandlung des Auges, sondern auch im Auffassen des ganzen Menschen und seiner Situation ist.“²

Alfred Mombert – keineswegs nur einsamer Lyriker – schreibt ein Dreivierteljahr später an Ida Dehmel in Hamburg:

„Prof. Z[ade], der vor einiger Zeit nach England ging, soll jetzt wie ich höre nach USA weiterwandern. Es gab hier plötzlichen Schluß.“³

Martin Zade war im März 1939 in die Niederlande emigriert; im August 1939 gelang ihm und seiner Frau die Einreise nach Großbritannien. Dort arbeitete er wieder als Arzt, erlebte aber den Sieg über Hitler-Deutschland nicht mehr.

Martin Zade hatte seine Praxis in Heidelberg seit 1927 in der heutigen Friedrich-Ebert-Anlage 12 (Abb. 2); ab 1937 wohnte auch seine Familie dort. Nach der Flucht blieb das Haus im Eigentum der Eheleute. Minna Cramer, eine Schwester von Frau Zade, zog dort ein, gewissermaßen als Hausverwalterin; ihr Name ist 1943 für dieses Haus im Adressbuch verzeichnet. Schon vorher waren hier Personen untergekommen, die ihre angestammten Wohnungen wegen rassistischer Verfolgung aufgeben mussten. Am bekanntesten ist das Schicksal von Leontine Goldschmidt, die hier am 25. August 1942 ihrem Leben ein Ende setzte, um nicht deportiert zu werden.⁴ 1947 kehrte Marie Zade nach Heidelberg zurück und blieb in der Friedrich-Ebert-Anlage bis zu ihrem Tod wohnen.

Über Roland Everetts späteres Leben wissen wir nur, dass er, der ursprünglich Pianist werden wollte, in England eine Waldorfschule gründete und am 16. Januar 1998 in Stourbridge in der Nähe von Birmingham gestorben ist.

Roland Zade-Everett schrieb seinen Bericht in ein DIN-A-5-Schulheft und widmete ihn seiner „Tante Minna und ihren Kindern“. Eines dieser Kinder ist Eva Poppen, geb. Cramer, heute wohnhaft in Bonn. Sie fand das Heft unter den Papieren ihrer Mutter und überließ uns eine Kopie; vermittelt hatte diesen Kontakt Dr. Konrad Buschbeck in Heidelberg. Beiden sei an dieser Stelle herzlich für die vielen Hinweise und für ihr Vertrauen gedankt. Das Manuskript ist in einem Zug und in sorgfältigem Deutsch verfasst; die Interpunktion lässt den Hintergrund der neu erworbenen Sprache erkennen. Die Ziffern in den eckigen Klammern geben jeweils den Beginn der Manuskriptseiten an. Die Bedeutung des Textes liegt darin, dass er unmittelbares Erleben und Empfinden aus den ersten Friedenswochen von 1945 schildert. Dokumentarischen Anspruch kann der Bericht nicht erheben; er nennt keine Namen und zitiert keine Gespräche. Umso bemerkenswerter ist, dass jeglicher Triumph des Siegers und jegliche Absicht von Vergeltung fehlen; dafür sind eher Gefühle eigener, durch die Kriegsführung verursachter Schuld zu erkennen. Bei aller überströmenden Liebe zu seiner alten Heimat und ihrer Kultur sind es kleine Bemerkungen, die seine Distanz zu Deutschland und die Loyalität zu seinem neuen Heimatland andeuten. Am Schluss vermerkt er mit Blick auf die gesprengten Heidelberger Brücken in Klammern, dass auch er die Brücken hinter sich abgebrochen hatte. Im Untertitel seines Textes – ebenfalls in Klammern – bezieht er sich auf die 1941 erschienene Anthologie „Große Liebe zu Heidelberg. Preislied deutscher Dichter auf eine deutsche Stadt“.⁵ Herausgeber war der Schriftsteller Kurt Maßmann, 1940 Leiter des Kultur- und Nachrichtenamts der Stadt Heidelberg. Roland Zade-Everett grenzt sich mit diesem ironischen Hinweis scheinbar beiläufig von der nationalsozialistischen Kulturpolitik ab: Seine Liebe zu Heidelberg hat nichts mit der behaupteten der überwundenen Gewaltherrschaft gemein.⁶

Anmerkungen

- 1 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945*. Biographisches Lexikon mit Texten, Heidelberg 2011, S. 451.
- 2 Albert Schweitzer: *Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965*, Brief von Karl Jaspers vom 29.8.1938, München 2006, S. 411f.

- 3 Alfred Mombert: Briefe an Richard und Ida Dehmel, hg. von Hans Wolffheim (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Klasse der Literatur 1955, 5), Wiesbaden 1955, Brief vom 14.6.1939, S. 131.
- 4 Renate Marzloff: Leontine und Victor Goldschmidt. Gründer der von Portheim-Stiftung. Bürger in Heidelberg 1889–1942, Heidelberg 2007, S. 158.
- 5 Kurt Maßmann: Große Liebe zu Heidelberg. Preislied deutscher Dichter auf eine deutsche Stadt, Heidelberg 1941, ²1942.
- 6 Keiner konnte 1945 wissen, dass bereits 1954 wieder eine Anthologie „Große Liebe zu Heidelberg“ mit leicht geändertem Untertitel „Bekenntnisse deutscher Dichter und Schriftsteller zu einer deutschen Stadt“ erscheinen würde, mit großer Schnittmenge an den ausgewählten Texten. Herausgeber war Friedrich Ernst Meinecke, der 1940 Verkehrsdirektor in Heidelberg war. Meinecke bezieht sich mit keiner Silbe auf die Ausgabe von 1941/42. In Heidelberg waren zwar die Neckarbrücken gesprengt worden; die geistigen Brücken in die Zeit vor 1945 waren 1954 nicht ganz unterbrochen. Diese merkwürdige Anthologiegeschichte bedarf noch der Aufklärung.



Heidelberger
Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunale Beschäftigungs- förderung

Beschäftigung langzeitarbeitsloser Menschen in unterschiedlichen Bereichen zur Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und Steigerung der Lebensqualität in Heidelberg



Recyclinghöfe

Betrieb der vier Heidelberger Recyclinghöfe:
Annahme und Weiterverwertung von Reststoffen



Reinigung von Spielplätzen und der Neckarwiesen

Reinigung und Pflege aller öffentlichen Spielplätze
in sämtlichen Stadtteilen Heidelbergs sowie tägliche
Reinigung der Neckarwiesen



Manuelle Straßenreinigung

Reinigung besonders frequentierter Straßen und
Plätze sowie Beseitigung von Müllablagerungen



Winterdienst

Räumung zahlreicher öffentlicher Gehwege,
Bushaltestellen und Treppen im gesamten Stadtgebiet



Die Möbelhalle und Transporte

Verkauf von (Secondhand-) Möbeln bis Kinder-
spielzeug sowie Möbelabholungen, Entrümpelungen
und Sperrmüllvollservice



Fest & fertig

Veranstaltungsservice: Verleih von Equipment sowie
Planung und Durchführung von Events, Festen und
öffentlichen Veranstaltungen